

Deborah Wolf | Laura Mücke | Sebastian Althoff
Düsseldorf | Mainz | Paderborn

(All-)Tage im Internet Unzuverlässige Erzählungen

Abstract: Ich beginne den Tag digital-souverän und entziehe mich dem Sog von Instagram und Co., auch wenn ich morgens als erstes nach dem Handy greife. Früher begann ich den Tag im Internet erst nach der Schule, mein digitaler Zugang entzog sich der elterlichen Kontrolle und war doch von ihr geprägt. Morgen beginne ich den Tag vielleicht mit einem konsensuellen Kontrollverlust – ich werde mich in einem digitalen Raum, in dem ich verletzbar sein kann, von Algorithmen und Begierden treiben lassen. All diese zeitlichen Ebenen bedingen einander: Meine (All-)Tage im Internet heute sind geprägt von Rückblicken und vergangenen Erfahrungen, von hoffnungsvollen und hoffnungslosen Blicken in die Zukunft, vom Jetzt der Affekte. #highlyrelatable.

Deborah Wolf, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Medien- und Kulturwissenschaft der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Studium in Marburg, Promotion in Freiburg und Düsseldorf zum Thema „Erzählungen in Opposition Persuasion in faktualen Verschwörungsfilmern über den 11. September 2001“ (erscheint voraussichtlich im Sommer 2025). Aktuelle Forschungsschwerpunkte sind die Medialität von Wohnräumen und, allgemeiner, die Implikationen eines subjektbezogenen Faktualitätsbegriffs.

Laura Katharina Mücke, Wissenschaftliche Mitarbeit im Arbeitsbereich Alltagsmedien und Digitale Kulturen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Studium von Filmwissenschaft, Mediendramaturgie und Publizistik in Mainz, Promotion in Wien zum Thema „Medien-Immersionen und die Anderen. Feministische, kritisch-phänomenologische Perspektiven“. Aktuelle Forschungsschwerpunkte: TikTok, Feministische Medientheorien, Vernetzte Bildkulturen.

Sebastian Althoff, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Medienwissenschaften der Universität Paderborn. Studium in Bayreuth, Frankfurt und der EHESS in Paris mit Fokus auf politische und ästhetische Theorie. 2021 Promotion in Medienwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum. Aktuelle Forschungsprojekte kreisen um die Verurteilung des Hasses, die Delegitimation sozialer Medien und den Begriff des Überlebens.

1. Heute

Heute Morgen bin ich aufgewacht. Ich habe das Handy unter meinem Kopfkissen hervorgeholt, um den Wecker auszustellen. Sofort überkam mich der Impuls, Instagram oder TikTok zu öffnen. Aber heute entscheide ich mich aktiv gegen das *doomscrolling*, das so viele meiner Tage bestimmt. An manchen Tagen sitze oder liege ich stundenlang, selbstvergessen, konsumiere ein Video nach dem nächsten. Aber heute nicht: Heute verabschiede ich mich aus meinem digitalen Leben,¹ entscheide, die körperlosen, anonymisierten, technisch determinierten, imaginierten Communities² zu verlassen, um zu mir selbst zurückzufinden. Heute nehme ich mir mein Recht auf „disconnection“, kehre dem „Anwesenheitswahn“ des digitalen Sozial- und Arbeitslebens den Rücken,³ entnetze mich,⁴ tausche die digitalen Räume gegen einen Spaziergang in der Natur, mein Smartphone gegen ein klassisches Buch, um mein von der Reizüberflutung müdes Gehirn zu erholen. Das Stimmengewirr aktueller Netzdiskurse prasselt als ein diffuser Regen aus Online- und Offline-Normen, wissenschaftlichen Aneignungen von journalistischen Debatten, Macht- und Sprechhoheiten auf mich ein. Jede der Äußerungen will gleichzeitig als kritisch reflektiert und politisch besorgt verstanden werden. Aber im Sinne meiner Selbstbeherrschung kann ich ja nichts falsch machen, wenn ich mich heute gegen die „Zerstreuung der Zerstreuung“⁵ entscheide, die mir der Sludge-Content auf TikTok normalerweise verschafft.

Ich weiß, dass ich ohnehin bald damit aufhören kann, die pinken und pastelligen Bokeh-Selfies meines makellos normal-gefilterten Gesichts⁶ in die sozialmedialen Plattformen einzuspeisen. Ich und Freund_innen aus der echten Welt sind darauf gekommen, dass die neoliberalen Perfektionierungslogiken, die damit einhergehen,⁷ ungesund und realitätsfern sind – #theinternetisntreallife. Ich freue mich auf die Zeit, in der ich Urlaubsorte nicht mehr nach *instagrammability* auswählen muss.⁸ Denn ein und dasselbe *sight* wurde mittlerweile so oft geteilt, dass dessen unberührte Originalität längst in den CO₂-gesättigten Fußspuren all meiner klimabewussten Mit-Tourist_innen niedergetrampelt wurde. Ich habe keine Lust mehr auf die ewig gleichen Filterblasen,⁹ in denen ich scheinbar hausiere, weil mein Algorithmus glaubt, meine Klickentscheidungen würden stets meinen bewussten, un-, vor- und unterbewussten, auf Kategorien heruntergebrochenen Präferenzen entsprechen. Ich hoffe, dass mit der anstrengenden Always-on-Mentalität dann

¹ Vgl. Cheney-Lippold 2017.

² Vgl. Chun 2018.

³ Vgl. Hesselberth 2018.

⁴ Vgl. Stäheli 2021.

⁵ Lichtblau 2023.

⁶ Vgl. Wirth 2024.

⁷ Vgl. Martschukat 2019.

⁸ Vgl. Gerling 2024.

⁹ Vgl. Pariser 2011.

auch mein ganz individuelles, narzisstisches Bedürfnis nach Daueraufmerksamkeit verschwinden wird – und mein authentisches Ich zurückkommt. Denn wenn nicht, muss ich mich um meine eigene Mündigkeit sorgen, wo doch der israelische Soziologe Eran Fisher kürzlich geschrieben hat, dass „während die alten epistemischen Medien die Bildung von Subjektivität durch die Schaffung von reflektiertem Wissen über das Selbst (das heißt Selbsterkenntnis) ermöglichten, die digitalen Medien [versuchen], die Selbstreflexion abzuschaffen“¹⁰.

Ich weiß ja, wie das Internet heute funktioniert. Ich weiß, dass ich eine Marionette bin, die von Unterdrückung, Verharmlosung und Ausgrenzung praktizierenden Algorithmen willenlos zum weißen, globalnördlichen, heteronormativen Denken vereinheitlicht wird.¹¹ Ich weiß auch, dass jeder meiner Klicks in das globale Weltwissen eingeht, das ChatGPT dann benutzt, um mir umgekehrt den ‚besten‘ Wikipedia-Artikel über Donald Trump zu empfehlen. Ich weiß, das Silicon Valley gibt sich nicht damit zufrieden, mich heimlich zu manipulieren. Seine Whistleblower_innen erzählen auch noch, wie sie mich beherrschen. Pseudodokumentarische Filme wie *The Social Dilemma* (2020) haben mir längst visuelle *talking-head*-Evidenzen für die Skrupellosigkeit des Überwachungskapitalismus an die Hand gegeben, der aus dem Silicon Valley selbst zu stammen scheint und der meinen täglichen *mental load* offenbar zugleich füttert und leersaugt. Beim Scrollen denke ich mittlerweile stets darüber nach, welcher der dort gezeigten drei schwarz gekleideten Anzugträger aus dem dunklen Hinterzimmer der Datafizierung in meinem ganz persönlichen *dataverse* gerade welchen Knopf drückt, um mein Social Media-(Alter)-Ego zu welchen realweltlichen Entscheidungen zu bewegen. Jetzt müsste ich nur noch herausfinden, ob mir der Anti-Depressions-Influencer auf TikTok nur deshalb angezeigt wird, weil ich mich gerade schlecht fühle, oder weil ich gestern meiner Freundin am Telefon davon erzählt habe, und dort abgehört wurde. Die Kamera meines Laptops jedenfalls habe ich vorsichtshalber zugeklebt.

Vielleicht wäre es viel schöner in den linken, subversiven, verantwortungsvollen Demokratien der bürgerlichen Kaffeehäuser. In deren Halböffentlichkeiten hat sich Jürgen Habermas, immerhin das „intellektuelle Gesicht einer Epoche“¹², jüngst wieder zurückgewünscht.¹³ Oder ist das bloße Nostalgie für eine nur scheinbar bessere ‚gute alte Verantwortung‘? Mit dem Internet ist die Welt viel gemeinsamer geworden, vernetzter, schrankenloser, zugänglicher. Jetzt muss ich eben nur noch zeigen, dass ich – ein Millennial, aufgewachsen mit dem Internet – erwachsen geworden bin und eines reflektierten Umgangs mit diesem Werkzeug fähig. Ich bin Millennial, also medienkompetent genug, um zu merken, was mit mir passiert; ich habe ja quasi die Bedienung eines Mauspads zeitgleich mit dem Radfahren gelernt. Ich bin Millennial – natürlich versuche ich online nicht der Gen Z nachzueifern. Ich

¹⁰ Fisher 2023: 516.

¹¹ Vgl. Cramer 2018.

¹² Felsch 2024: Klappentext.

¹³ Vgl. Habermas 2022.

mache zwar bei Tanz-TikToks mit, bin aber schlau genug, um – anders als ‚die Jugend‘ – zu erkennen, dass TikTok-Blackout-Challenges nicht gesund sein können. Ich bin Millennial – natürlich finde ich schon cool, dass der 46-jährige Bodo Wartke, Held meiner YouTube-Kindheit, als „würdiger Erbe der deutschen Humor-Klassiker“ uns mit *Barbaras Rhabarberbar* aktuell dabei helfen kann, dass „im Ausland“ der Eindruck verschwindet, „dass die Deutschen über keinen nennenswerten Humor verfügen würden“ – ein „Hauch von Sommermärchen“¹⁴. Ich bin Millennial, ich bin aufgeklärt und abgeklärt. Und trotzdem vermisse ich manchmal die Zeit, in der ich mich unbeschwert ICQ, Facebook und dem WOW-Server ausliefern konnte.

Ich fühle mich zerrissen: Gerade hat mir mein non-premium academia.edu-Account die Meldung übermittelt, dass die Upload-Frequenz von wissenschaftlichen Texten mit dem Stichwort „social media addiction“ seit 2010 radikal ansteigt, als ob die Social-Media-Sucht der besonders für ‚schützenswert‘ befundenen ‚Jugendlichen‘ das drängendste Problem ist. Selbst einstige Netzvisionist_innen und Cyberfeminist_innen scheinen verstummt im Angesicht von Zuckerbergs Metaverse und Musks X (ich sage immer noch: Twitter). Was fange ich an mit einem Internet ohne Zukunftsvision? Vielleicht ohne Zukunft? Gert Lovink schrieb neulich:

Die Zuversicht gegenüber der Zukunft ist zerbrochen – der saisonabhängige Hype ist auf eine stagnierende Zukunft reduziert. [...] Unser geliebtes Internet kann als eine „inverse Hydra mit hundert Arschlöchern“ beschrieben werden.¹⁵

4

Mit dem Verweis auf die „inverse Hydra mit hundert Arschlöchern“ nimmt der emeritierte Professor aus den Niederlanden ausgerechnet (oder: immerhin) ein Bild der 1986 in London geborenen feministischen Millennial-Autorin Laurie Penny auf – die Generationen scheinen sich einig zu sein. In den 1990er-Jahren hatte Lovink mit seiner linken Netzkritik (zum Beispiel in Lovink/Schulz 1997) dagegen noch hoffnungsvoll-utopisierend aufzeigen wollen, dass sich im Internet als neuer, vordiskursiver Sphäre Referenzlosigkeit, Postkolonialismus, Subversion und Hierarchielosigkeit realisieren lassen könnten. Dieser kritische Optimismus scheint heute verschwunden. *Digitaler Nihilismus* heißt eines seiner letzten Bücher von 2019, in dem Lovink affektgeladene Stichwörter als Kapitelüberschriften wählt, um den heutigen *state of mind* zu beschreiben: Von „programmierter Traurigkeit“ spricht er, von einer „Epidemie der Ablenkung“, von „technischer Gewalt“, „chronischem Narzissmus“ und einer „Ästhetik der Geschichtslosen“. Ist das also *the new normal*, das er gleich im ersten Satz heraufbeschwört?¹⁶

Sogar meine Suche nach Lovinks Buch im Bibliothekskatalog der Uni wird heute vom Empfehlungsdienst BibTip mit algorithmisch gesteuerten, wissenschaftlichen (!) Weiterlesetipps versehen. „Was andere interessant fanden“ war scheinbar

¹⁴ Baum 2024.

¹⁵ Lovink 2019: 10.

¹⁶ Vgl. Lovink 2019: 9.

sensationalistische Ratgeber-Literatur aus renommierten Verlagen: *Krass! Beauty-OPs und Soziale Medien* ist 2021 vom Kulturwissenschaftler Daniel Hornuff bei Springer veröffentlicht worden, *Fake-News: moderne Lügen entlarven und entspannt reagieren* hat der Diplom-Politologe Thorben Prenzel 2019 im Wochenschau Verlag veröffentlicht und *Der Instagram-Effekt: wie ikonische Kommunikation in den Social Media unsere visuelle Kultur prägt* (2018) von der Kunstpädagogin Katja Gunkel ist bei transcript erschienen. Der ‚richtige‘ Umgang mit sozialen Medien wird mir als Teil eines ‚gesunden‘, bewussten, reflektierten Lebens vermarktet: Gib Acht auf schlechte Inhalte. Zucker und Fake News sind ungesund für dich. Lebe bewusst, denn ein ‚aufgeklärter‘ Umgang macht verantwortungsvolle Nutzer_innen. Wie ich mich aber in die Grenzen von gesellschaftlich okay und nicht okay einfüge, ist mir trotzdem nicht klar.

2. Gestern

War das früher alles klarer? Ich erinnere mich zurück: Der Wecker klingelt. Schlaftrunken taste ich auf meinem Nachttisch umher. Dass mein Wecker zugleich eine Pikachu-Figur ist, soll mich wohl dazu motivieren, das allmorgendliche Aus-dem-Schlaf-Gerissen-Werden nicht mit allzu negativen Gefühlen zu verbinden. Der Plan funktioniert nur semi. Im Autopiloten schalte ich den Wecker aus, das Licht an. Mein Blick fällt auf den Computer, der auf meinem Schreibtisch an der gegenüberliegenden Wand steht. Sehnsüchtig denke ich daran, nachher wieder in Internetforen und Chatrooms abtauchen zu können. Nun aber erstmal Schule.

Am frühen Nachmittag komme ich nach Hause. Meine Mutter arbeitet noch. So habe ich Zeit, ungestört ins Internet zu gehen. Ich nehme auf meinem Schreibtischstuhl Platz, schalte den klobigen Computer an, dann den Bildschirm und die Lautsprecher. Ungeduldig lausche ich dem Pfeifton, mit dem sich der Rechner ins Internet einwählt. Als es endlich soweit ist, beginnt mein Tag. Ich treffe Freund_innen und Feind_innen. Noch bin ich dem elterlichen Blick entzogen. Ich nutze die Zeit, um Dinge herauszufinden, von denen meine Mutter nichts mitbekommen soll ([m]eine Suchanfrage: „Woher weiß ich, ob ich schwul bin oder nicht?“). Ich switze zwischen den Foren und Threads, verfasse Posts, sende und empfangen Chatnachrichten, suche nach coolen Bildern als meine Avatare, spiele ab und zu eine Runde Minigames, latsche durch *Second Life*. Zwischenzeitlich bleibe ich bei einer Nachricht in einem Fotografieforum hängen. Ein Fotograf fragt mich, ob ich für 300 Euro mit einem Schuh Insekten zertreten würde, die er dann fotografieren wolle. Ich überlege kurz zuzusagen. 300 Euro sind krass viel Geld – und ob ich nun Insekten zertrete oder in die Kamera lächele, macht nicht wirklich einen Unterschied. Aber irgendetwas hält mich davon ab, die Nachricht zu beantworten. Während ich noch überlege, verkündet ein Signalton, dass ich eine ICQ-Nachricht erhalten habe. Die Nachricht im Fotografieforum gerät in Vergessenheit, stattdessen beschäftigt mich das nächste Drama mit meinem WOW-Freund (also dem, mit dem ich nur im Spiel zusammen bin).

Das Wort Cybersex kenne ich nicht, aber später werde ich lernen, dass das der Begriff für das ist, was ich gerade mit Wildfremden mache. Wir mimen verbal Handlungen, während ich von deren für mich schon irgendwie befremdlichen Begehren erfahre. Den Begriff *consent* werde ich erst sehr viel später lernen und auch, dass die Codierung von Erfahrungen als konsensuell nicht immer stabil und linear verläuft.¹⁷

Mittlerweile ist meine Mutter nach Hause gekommen. Ich achte jetzt peinlich genau darauf, meine Zimmertür fest verschlossen zu halten. Wenn sie doch reinkommt und hinter meinem Bildschirm steht, um zu sehen, was ich mache, schließe ich demonstrativ alle Tabs. Immer wieder rät sie mir, ich solle nicht nur am Bildschirm hängen; meine Hausaufgaben nicht vernachlässigen, mich auch mal mit Freundinnen treffen. Ihre Angst ist, dass ich Gewalt erlebe oder auf Inhalte und Menschen treffe, von denen sie meint, dass sie mir nicht guttun würden. Ständig warnt sie mich, ich solle mit der Wahrnehmung in der Realität bleiben und auf keinen Fall meine persönlichen Daten preisgeben. Ich solle bloß keine Fotos teilen, die mich in Zukunft verfolgen könnten – das mache ich auch nicht, oder zumindest nicht immer. Sie denkt dabei an zukünftige Arbeitgeber_innen, ich höre Geschichten von *revenge porn*.

Während ich so meine Zeit in Fantasyforen und bei Cybersex verschwende, versuchen andere, im Internet die Welt zu retten. Sie nutzen die neuen Möglichkeiten des Mediums, in der Hoffnung, eine demokratischere, gerechtere, gleichere Gesellschaft zu errichten. Dabei werden sie von einer Horde an Tech-Journalisten angefeuert (alles Männer, natürlich).¹⁸ Ich hingegen will keine bessere Welt für alle schaffen. Ich bin einfach froh, dass ich in Foren, Chats und auf Games-Servern Raum einnehmen darf. Ich will nicht dreimal nachdenken müssen, ob mein Verhalten gerade richtig ist, oder ob ich mir hinterher eine Moralpredigt anhören muss. Im Netz sagt mir niemand, ich soll leiser sprechen oder bescheidener sein oder brav Danke sagen. Ich kann einfordern, was ich will, ohne mich ständig damit konfrontieren zu müssen, dass meine Klassenkamerad_innen, meine Geschwister oder Freund_innen ‚auch mal dran sind‘ oder ich jemanden störe, oder verstöre, oder was auch immer. Auch wenn ich schon ahne, dass das eine privilegierte Position ist: Mit der Cyberutopie habe ich nichts zu tun. Ich bin nicht revolutionär, ich bin gerade so okay.

Ich bin also nicht daran beteiligt, im Internet eine bessere Welt aufzubauen – dafür bin ich aber auch unbeteiligt, als die Utopie zum Albtraum wird; als Gamergate in aller Munde ist, sich anonyme Massen zusammenrotten, um FLINTA* mit Wellen von Cybergewalt zu überziehen. Ich habe mich genug geschämt, als ich einmal mit einer Freundin über Nacht ein Forum zuspammte, einfach weil wir es witzig fanden. Als ich am nächsten Morgen erfuhr, wie gekränkt die Betreiberin (eine weitere

¹⁷ Vgl. Berlant 2022.

¹⁸ Vgl. Flichy 2001.

Freundin von mir) war, habe ich mich entschuldigt. Seither habe ich gelernt, dass die Anonymität des Internets mich nicht von Empathie befreit.

Heute informiere ich mich über Gamergate und die Aktivitäten der Cyberutopist_innen online. Journalist_innen und Wissenschaftler_innen haben diese Phänomene über die Jahre in kohärente Erzählungen eingebaut, die zugleich reflektieren, was wir daraus lernen können. Ich hingegen frage heute Chat GPT, wie ein Tag im Internet für einen Teenager im Jahr 2000 aussah. Zwar vergaß ich schon damals – vor dem Schreibtisch, in meinem Kinderzimmer: Aufmerksamkeitsoverload –, was ich eine Stunde zuvor getan hatte, dennoch merke ich, dass ich mich in der angebotenen KI-Erzählung nur teilweise wiederfinde. Vielleicht, denke ich mir, muss ich die Geschichten aber auch so annehmen, wie sie sind, nämlich fragmentarisch und uneindeutig, subjektiv und chaotisch. Vielleicht hat es seinen Grund, dass mich die Interpretationen von Lovink so wenig berühren, wenn ich heute als Erwachsene davon erfahre. Ich habe so manches Mal versucht, ihnen meinen eigenen Blickwinkel gegenüberzustellen, aber immer wieder beschleicht mich das Gefühl, dass mir niemand zuhört. Vielleicht, weil ich keine kohärente, vollständige (Theorie-)Geschichte anbieten kann. Weil sich mein bruchstückhaftes, uneindeutiges, von ambivalenten Subjektivierungserfahrungen geprägtes Konzept vom Internet nicht mit der Kompetenz der Netzkritiker_innen vereinigen lässt. Vielleicht, weil meine Position auf Erfahrungen fußt, die ich als Teenager gemacht habe und dem Erleben von Teenager_innen, dem Austesten von Grenzen, der Scham, der Selbstfindung, generell die Ernsthaftigkeit abgesprochen wird – es ist ‚nur eine Phase‘.

3. Dazwischen

Wie kann ich mir dann den Alltag im morgigen Internet vorstellen? Ist Dystopie ein Leben voll von Technik, selbstlernenden Maschinen und immersiven Vernetztheiten? Bedeutet Utopie darin eine Rückkehr zu Natur und Begegnungen mit Menschen im ‚echten Leben‘? *Is this the real and first life?* Meine Perspektive darauf ist geprägt durch all die Ansprüche, die an mich herangetragen werden – souverän zu sein, In-Kontrolle zu sein. Souveränität wird als Mittel verkauft, mehr man selbst zu sein. Souverän soll man entscheiden, wie man handeln möchte, was man mag, wie man die eigene Zeit (sinnvoll) einsetzt. Es klingt das Versprechen von Selbstverwirklichung an. Schnell kann Souveränität damit als (neoliberaler) Zwang erscheinen,¹⁹ der mich immer wieder dazu auffordert, die Kontrolle über mich und meine Geräte unter Beweis zu stellen. Ich bin ehrlich, diese Haltung strengt mich an. Wenn ich also auf dem Sofa hocke und auf Netflix oder YouTube ein Video nach dem anderem abspielen lasse, ist das dann nicht eine Erholung vom Anspruch an Souveränität? Gönn mir vielleicht eine Pause, wenn ich mich dem Sog digitaler

¹⁹ Vgl. Berlant 2011: 116.

Medien hingebe, Zeit verträdele, mich zerstreue, bevor ich mich wieder dem Laptop zuwende oder mich aufraffe? Ist das meine Utopie? Ist das schon alles?

Und wie ist meine Vorstellung vom perfekten Internet geprägt durch den manchmal romantisierenden Blick zurück, als manches noch einfacher schien, manche Verantwortungen noch an meine Eltern abgegeben waren, als die technischen Gegebenheiten in der Prä-Smartphone-Ära noch dankbare Grenzen vorgaben? Das erscheint mir heute angenehm einfach – gleichzeitig weiß ich, wie sehr sie mich damals beschränkt haben. Ich hoffe, mich im morgigen Internet sowohl von der heutigen Glorifizierung digitaler Souveränität als auch von externalisierter (elterlicher) Kontrolle freizumachen. Was bleibt aber, wenn es weder um das Diktat der Selbstkontrolle geht, noch um den nostalgischen Blick auf eine Zeit, wo klare Regeln aufgegeben wurden („noch fünf Minuten, dann musst du ausmachen“)? Was wäre ein utopisches Morgen mit Internet?

Es fällt mir nicht leicht, solcherlei Gedanken anzustellen. Ich bin verleitet, die frühen und von der breiten Gesellschaft beglaubigten Thesen zum Internet bloß in die Zukunft fortzuschreiben. Vom Computer, zum Smartphone, zur Smart Watch wird das Internet in Science-Fiction unsichtbar, zieht sich in die Wände des Smart-Homes zurück oder ist ein kleiner Knopf im Ohr (in *Alien: Covenant* [2017] oder *Her* [2013]). In diesem Fortschrittsprozess perfektionieren sich Erlebnisse, weil all die Erfahrungen der Brüche und Kanten, die ich tagtäglich mache – Daten lassen sich nicht übertragen, Systeme sind nicht kompatibel, Seiten laden nicht oder sind veraltet – in diesen Fiktionen nicht mehr vorkommen. Aber anstatt dass dieser Flow eine Utopie darstellen würde, zeigt sich an ihm – betrachtet man die Entwicklungen und Aneignungen des Flow-Begriffs – vielmehr, wie schnell utopische Vorstellungen ins Dystopische fallen. Die Idee vom konstanten, lücken- und widerstandslosen, bruchfreien Glücksflow im Internet scheint spätestens die psychologische Glücksforschung implementiert zu haben. 1980 hatte der ungarische Psychologe Mihály Csíkszentmihályi ein viel gelesenes Buch über die „Freude und Lebensqualität“ verfasst, die durch einen menschlichen Körper und Geist im „Flowzustand“ entsteht. Flow, das sei ein „höherer, stärkerer, schnellerer“ Weg der Freude, ein Weg des Vergnügens und des Glücks, eine Explosion aus synästhetischer Wahrnehmung, das Gefühl, „absolut in Kontrolle“ zu sein, die Triebkraft von Arbeit, Familie und „lebenslangem Lernen“, der Ausweg aus dem „Streß“, harmonievoller Sinn des Lebens.²⁰ Später wurde der Flow dann für neoliberale Arbeitsratgeber adaptiert.²¹ Heute ist es einer der zentralen Begriffe, mit denen Netzerfahrung beschrieben wird – als „uses and gratification“-Vorstellung der optimalen Kommunikationserfahrung im Netz,²² als Supplement für die gefährliche Netznutzungsweise von Jugendlichen und als anderes Wort für den Sog, den das Internet ausübt. Die Utopie des vergnüglichen Flows steht also gleichzeitig

²⁰ Csíkszentmihályi 1990, Kapitelüberschriften.

²¹ Vgl. Becker o.J.

²² Vgl. Sherry 2004: 329.

auch für die Dystopie des Kontrollverlusts. Ein Morgen, wie ich es mir vorzustellen versuche, wäre dagegen keine bloße Fortsetzung, keine bloße technische Verbesserung – nicht bloß immer glatter, immer widerstandsloser.

Wenn ich länger darüber nachdenke, kommt mir Kontrollverlust eigentlich gar nicht so dystopisch vor. Gestern hat ChatGPT eine Trauerkarte für mich formuliert. Ich war überfordert und sprachlos, aber ich wollte Worte finden, die trösten. Also habe ich den Chatbot gefragt. Ich schäme mich dafür – aber bin auch erleichtert, dass jemand (oder etwas) diese Sorgearbeit übernimmt. Ist das falsch? Wäre es nicht auch mal schön, die Kontrolle abzugeben? Mich dem Flow hinzugeben, nicht entscheiden zu müssen? Ist es nicht schön, wenn sich eine KI um mich sorgt? Wäre das dann Utopie: KIs machen *care work*?

Mir fehlen letztlich Bilder, um utopische Gedanken über das Internet anzustellen; Bilder, die erklären, wie es sich im Morgen des Internets lebt. Die queerfeministische Autorin Friederike Beier hält dankenswerterweise eine Alltagsvorstellung der Utopie einer „geschlechtslosen und sorgezentrierten Gesellschaft“²³ bereit. Utopie ist für sie, wenn Geschlecht so vielfältig geworden ist, dass es die Bedeutung verliert. In dieser Gesellschaft, so spekuliert Beier, wachen wir ohne Wecker auf – es gibt weder starre Lohnverhältnisse noch biologistische Sorgeverhältnisse. Dieser kollektivierende, pluralisierende Gedanke zieht sich auch durch die weitere utopische Vorstellung von Beier, sei es beim Wohnen, bei intimen Beziehungen, oder der Arbeitsteilung. Auch das Ende des Tages spiegelt die Gemeinsamkeit, die Beier so wichtig ist: „Abends gehen wir vielleicht zusammen tanzen, hören oder machen Musik, malen oder lesen Bücher. Wir begegnen uns.“²⁴ Danach können wir leicht einschlafen. Bezeichnenderweise kommen Medien aber in Beiers Vorstellung von Utopie kaum vor. Der Computer wird zwar als Arbeitswerkzeug genannt, Beier gibt mir aber keinen Hinweis, ob Menschen in dieser Gesellschaft Filme schauen, Fernsehen gucken oder das Internet nutzen. Braucht es die sozialen Medien vielleicht nicht, wenn wir uns mehr von Angesicht zu Angesicht begegnen, wenn wir sowohl mehr Zeit als auch mehr Raum dafür haben? Und wenn es sie doch noch gibt, wie würden diese sozialen Medien dann aussehen?

Folge ich den Kulturtheoretiker_innen Shilpa Phadke, Sameera Khan und Shilpa Ranade, die nicht auf eine gewaltlose Öffentlichkeit hoffen – eine Hoffnung, die sich nur durch Versicherheitlichung durchsetzen lassen würde –, sondern auf das Recht, öffentlich verletzlich zu sein,²⁵ dann kann nicht Kontrolle im Zentrum dieser utopischen sozialen Medien stehen. Vielmehr sehne ich mich nach der Möglichkeit eines konsensuellen Kontrollverlusts. Ich sehne mich nach Möglichkeiten, dem Anspruch der Selbstkontrolle zu entfliehen, mich dem Sog der sozialen Medien hinzugeben, ohne dass ich damit digitale Monopole füttere und an deren

²³ Beier 2023: 214.

²⁴ Ebd.: 219.

²⁵ Vgl. Phadke/Khan/Ranade 2011.

extrahierenden Praktiken teilhabe. Geht das? Ein widersprüchlicher Zustand von Zustimmung und verlorener (oder aufgegebener Souveränität), von einem selbstgewählten Nicht-mehr-in-Kontrolle-sein-müssen? Vielleicht – wenn der Raum es zulässt.

Entscheidend scheinen mir die Gründe, warum man in den sozialen Medien ist. Muss ich dort sein, weil mein Job dies verlangt? Muss ich dort sein, um gehört zu werden, weil mir andere Kanäle für Sichtbarkeit und Wirkmacht etwa aufgrund von *gender*, *race* oder *class* versperrt sind? Entscheidend scheint mir auch die Beschaffenheit der sozialen Medien. Politikwissenschaftler_in Sarah Luki Schmitz sieht den Grundstein von einer zurückgefalteten, feministischen Zukunft in den sogenannten „Commons“. Diese ermöglichen „die Vergemeinschaftung von Privateigentum“, gewährleisten „allen Zugang zu Ressourcen“ und lassen uns „Güter kollektiv“ jenseits „individualisierte[r] und konkurrenzbasierte[r] Sozialbeziehungen“²⁶ verteilen. Für den Medienwissenschaftler Felix Stalder wird die Idee der Commons durch eine kollektivierende Entprofessionalisierung hervorgebracht: „Immer mehr Menschen [können] Tätigkeiten ausführen, für die sie bisher auf professionelle, meist kommerziell ausgerichtete Anbieter:innen angewiesen waren“²⁷ – so wie ich mit vierzehn Jahren, als ich auf deviant.art und wappad unterwegs war. Die Vorstellung von Commons als Konzept einer holistischen, tendenziell sozialistischen Funktionseinheit mit langer, indigen geprägter (Begriffs-)Geschichte lässt sich auf digitale Bereiche und die codierten, individuellen Freiheiten, die diese anbieten, übertragen. Gleichzeitig kritisiert Stalder, dass die Commons ihre Potenziale andauernd untergraben, indem sie sich gewinnoptimierenden Logiken unterwerfen, ohne auf deren „toxische Externalitäten zu achten.“²⁸ Stalder denkt dabei an den Cambridge-Analytica-Skandal, bei dem die Daten von Nutzer_innen ohne ihr Wissen oder Einverständnis genutzt wurden, um politische Kampagnen auf sie zuzuschneiden. Das daraus resultierende „Unbehagen“²⁹ bezieht sich auf unsere konstante (und un/berechtigte) Angst vor Manipulation, also darauf, dass uns die Mündigkeit im demokratischen Prozess genommen wird. Aber toxische Externalitäten, das sind für mich auch die gegebenen patriarchalen Strukturen, Marginalisierungen und Ausschlussverhältnisse, auch wenn diese, so schreibt Schmitz, schwerer zu greifen seien mögen als ökonomische Strukturen.³⁰

Ich fürchte mich gleichzeitig vor einem Diktat zur Gesellschaftlichkeit, das möglicherweise in den Commons steckt. Meinem schüchternen Ich graut davor, im Angesicht des Team-up-Gedanken aktueller Arbeitswelten überfordert zu sein. Es horcht dagegen auf, wenn Urs Stäheli davon spricht, sich stattdessen stärker auf die

²⁶ Schmitz 2019: 65.

²⁷ Stalder 2023: 496.

²⁸ Ebd.: 511.

²⁹ Ebd.

³⁰ Vgl. Schmitz 2019: 66.

leisen Zwischentöne der Kommunikation zu konzentrieren und eine Gemeinschaft der „Introvertierten“³¹ anzustreben. Was ist also, wenn ich die Gemeinschaften, in denen ich mich wiederfinde, nicht ertragen kann? Und was wäre, wenn es irgendwann eine künstliche Intelligenz gäbe, die einfach besser in kommunikativer, emotionaler und sorgender Arbeit ist? Wäre das nicht entlastend?

4. Morgen

Bei all diesen Fragen bleibt nur die Spekulation. Ich gehe also noch mal zurück auf Anfang, mache die Augen zu und mache sie wieder auf: Wieder wache ich morgens auf. Der erste Griff ist immer noch jener nach der Schnittstelle zur digitalen Welt. Deren Licht hilft mir beim Aufstehen, das Scrollen in den selbstorganisierten Netzwerken – fernab von Plattform-Monopolen wie X, Meta oder Alphabet – macht mir Spaß. Ich entscheide mal bewusst, mal unbewusst, wann ich ein- und aussteige. Ich schaue morgens vielleicht lieber erstmal auf die Plattformen, auf denen sich meine Freund_innen tummeln, bevor ich einen Blick auf die Gruppen werfe, in denen Andere leidenschaftlich streiten.

Die sozialen Medien affizieren mich – sie strahlen immer noch einen Sog aus, dem ich mich hingeben kann, wenn ich möchte oder der Kopf gerade zu voll ist oder mir gerade alles zu viel wird, wenn ich der Gesellschaft am kommunalen Küchentisch entfliehen will. In der utopischen Gesellschaft wird dies aber nicht als Manko gesehen. Soziale Medien scheitern auch nicht mehr an dem Plädoyer für einen rationalen, sachorientierten, weniger emotionalen – und von Faktenchecks einfangbaren – Diskurs. Vielmehr ist es im Morgen wertvoll, durch die sozialen Medien vernetzt zu werden, Immersionen zu teilen und sich verbunden zu fühlen – dabei wissend, dass auch die anderen, wie ich selbst, in der Lage sind, Konflikte und Ungereimtheiten erst als den Startpunkt eines gesellschaftlichen Miteinanders anzuerkennen. Vielleicht gibt es trotzdem noch Fälle digitaler Gewalt und Lügen in dieser Welt – selbst die geschlechtlose und sorgenzentrierte Gesellschaft wäre möglicherweise keine gewaltlose. Aber ich weiß, dass ich in dieser Gesellschaft auf soziale Absicherungen und solidarische Netzwerke zurückgreifen kann. Zudem bin ich nicht auf die sozialen Medien angewiesen, um gehört zu werden. Diese sind unterhaltend und informierend und noch so viel mehr. Ich freue mich, hier über andere Perspektiven zu lernen, mich gemeinsam über Themen aufzuregen, mich mit anderen zu organisieren oder süße Katzenbilder anzuschauen. Aber ich bin hier nicht primär, um meine Arbeit zu bewerben und habe auch andere Orte, um in Zusammenarbeit mit anderen meine Anliegen durchzusetzen, weil ich mich etwa am Arbeitsplatz, am Wohnort oder um gemeinsame Themen herum mit anderen organisiert habe. Weil traditionelle Medien inzwischen diverser sind, Ambiguität als Voraussetzung von okayem Dissens anerkannt ist, und Öffentlichkeit sich nicht

³¹ Stäheli 2021: 263.

nur dort abspielt, sondern auch in ganz unterschiedlichen lokalen, kommunalen und (inter-)nationalen Räumen.

Gibt es dann noch Influencer_innen im utopischen Morgen? Würden wir sie vermissen? Vielleicht schon. Hauptsache man kann sich im Morgen verlieren ohne verloren zu gehen und ohne von digitalen und menschlich-autoritaristischen Monopolen einverleibt zu werden. Es stellt sich schon die Frage, wie diese Netzwerke organisiert sind und woher die Interfaces kommen, mit denen wir sie navigieren. Sorgearbeit meint dann auch die Aufrechterhaltung der Netzwerke, sowohl durch Infrastrukturen als auch Moderation. Aber weil die Gesellschaft und digitale Plattformen nicht kapitalistischen Logiken folgen, sehe ich klarer, was ich sehen möchte.³² Ich kann mich einerseits in sozialen Medien bewegen, ohne dass diese Einrichtung immer wieder von Plattforminteressen durchbrochen wird. Andererseits kann ich mich auf Überraschendes einlassen, das heißt darauf einlassen, nicht zu wissen, was vielleicht als nächster Content angezeigt wird. Wie wäre es dann, wenn ich meine Aufmerksamkeit von Algorithmen lenken lasse, die nicht dem Interesse von Werbekund_innen und zur Gewinnmaximierung dienen? Ist dann das Vertrauen da, verletzbar zu sein, Kontrolle verlieren zu können? Hat das Internet dann doch Zukunft?

³² Vgl. Doctorow 2023.

Literaturverzeichnis

- Baum, David (2024): „Ein Hauch von Sommermärchen: Warum wir ‚Barbaras Rhabarberbar‘ dringend brauchten“. In: *Stern*. <https://www.stern.de/kultur/wie--rhabarberbarbara--unserem-land-hilft-34684366.html> (23.09.2024).
- Becker, Florian (o.J.): „Flow-Erleben: Theorie von Csikszentmihalyi“. In: *Wirtschaftspsychologische Gesellschaft*. <https://wpgs.de/fachtexte/flow-erleben/> (08.08.2024).
- Beier, Friederike (2023): „Gesellschaft ohne Geschlecht? Grundrisse einer geschlechtslosen und sorgezentrierten Gesellschaft“. In: dies. (Hrsg.): *Materalistischer Queerfeminismus: Theorien zu Geschlecht und Sexualität im Kapitalismus*. Münster: Unrast Verlag, S. 207–223.
- Berlant, Lauren (2011): *Cruel Optimism*. Durham: Duke University Press.
- Berlant, Lauren (2022): *On the Inconvenience of Other People*. Durham: Duke University Press.
- Cheney-Lippold, John (2017): *We Are Data. Algorithms and the Making of our Digital Selves*. New York: New York University Press.
- Chun, Wendy H. K. (2018): „Queering Homophily. Muster der Netzwerkanalyse“. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft* 18.1, S. 131–148.
- Cramer, Florian (2018): „Crapularity Hermeneutics: Interpretation as the Blind Spot of Analytics, Artificial Intelligence, and Other Algorithmic Producers of the Postapocalyptic Present“. In: Apprich, Clemens et al. (Hrsg.): *Pattern Discrimination*. Lüneburg: meson press, S. 23–58.
- Csikszentmihályi, Mihály (1990 [1975]): *Flow. Das Geheimnis des Glücks*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Doctorow, Cory. „Tiktok’s enshittification“. In: *Pluralistic*. <https://pluralistic.net/2023/01/21/potemkin-ai/#hey-guys> (21.01.2023).
- Felsch, Philipp (2024): *Der Philosoph. Habermas und wir*. Berlin: Ullstein.
- Fisher, Eran (2023): „Algorithmen des Selbst“. In: Carstensen, Tanja/Schaupp, Simon/Sevignani, Sebastian (Hrsg.): *Theorien des digitalen Kapitalismus. Arbeit, Ökonomie, Politik und Subjekt*. Berlin: Suhrkamp, S. 514–533.
- Flichy, Patrice (2001): *The Internet Imaginaire*. Cambridge: MIT Press.
- Gerling, Winfried (2024): „Das Bild als Wahrscheinlichkeit“. In: Moskatova, Olga/Mücke, Laura K. (Hrsg.): *Bild | Kanäle. Zur Theorie und Ästhetik vernetzter Medienkultur*. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 39–70.
- Gunkel, Katja (2018): *Der Instagram-Effekt. Wie ikonische Kommunikation in den Social Media unsere visuelle Kultur prägt*. Bielefeld: transcript.
- Habermas, Jürgen (2022): *Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit und die deliberative Politik*. Berlin: Suhrkamp.
- Hesselberth, Pepita (2018): „Discourses on Disconnectivity and the Right to Dissconnect“. In: *New Media & Society* 20.5, S. 1994–2010.
- Hornuff, Daniel (2021): *Krass! Beauty-OPs und Soziale Medien*. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Lichtblau, Quentin (2023): „Die Zerstreung der Zerstreung“. In: *Zeit Online*. <https://www.zeit.de/kultur/2023-06/sludge-content-tiktok-video-split-screen> (06.06.2023).
- Lovink, Geert (2019): *Digitaler Nihilismus. Thesen zur dunklen Seite der Plattformen*. Bielefeld: transcript.

- Lovink, Geert/Schultz, Pit (1997): „Anmerkungen zur Netzkritik“. In: Münker, Stefan/Roesler, Alexander (Hrsg.): *Mythos Internet*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 338–367.
- Martschukat, Jürgen (2019): *Das Zeitalter der Fitness. Wie der Körper zum Zeichen für Erfolg und Leistung wurde*. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Pariser, Eli (2012): *Filter Bubble. Wie wir im Internet entmündigt werden*. München: Carl Hanser.
- Phadke, Shilpa/Khan, Sameera/Ranade, Shilpa (2011): *Why Loiter? Women and Risk on Mumbai Streets*. New Delhi: Penguin.
- Prenzel, Thorben (2019): *Fake-News: moderne Lügen entlarven und entspannt reagieren*. Frankfurt a. M.: Wochenschau.
- Schmitz, Luki S. (2019): „Her mit der Zukunft?! Feministische und queere Utopien und die Suche nach alternativen Gesellschaftsformen“. In: *Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 1.28, S. 59–71.
- Sherry, John L. (2004): „Flow and Media Enjoyment“. In: *Communication Theory* 14, S. 328–347.
- Stäheli, Urs (2021): *Soziologie der Entnetzung*. Berlin: Suhrkamp.
- Stalder, Felix (2023): „Commoning als unvollständige Dekommodifizierung“. In: Carstensen, Tanja/Schaupp, Simon/Sevignani, Sebastian (Hrsg.): *Theorien des digitalen Kapitalismus. Arbeit, Ökonomie, Politik und Subjekt*. Berlin: Suhrkamp, S. 495–513.
- Wirth, Sabine (2024): „„Gefaltete Gesichter“. FaceApp und die Kommerzialisierung KI-basierter Bildbearbeitung“. In: Moskatova, Olga/Mücke, Laura Katharina (Hrsg.): *Bild | Kanäle. Zur Theorie und Ästhetik vernetzter Medienkultur*. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 411–432.